

Bremer Literaturpreis 2022

Preisverleihung am 24. Januar 2022, im Bremer Rathaus

Judith Hermann: »Daheim«

Dankesrede von Judith Hermann

Eine Dankesrede für einen Literaturpreis ist eine ehrenvolle und eine vertrackte Angelegenheit. Sie muss in gewisser Weise mehr sein, als das Buch, dem der Autor, die Autorin den Preis zu verdanken hat. Sie muss die Annahme der Jury, Buch und Autor seien eines Preises würdig, bestätigen, und aus irgendwelchen Gründen denke ich, sie muss nicht nur bestätigen, sie muss an dieser Annahme glatt vorüberziehen, was bedeutet, dass sie das gewürdigte Buch eigentlich beiseiteschieben muss. Sie muss es verdrängen – oder ihm etwas hinzufügen. Deutlich machen, dass hier kein Ende eingeläutet wird, sondern ein Anfang. Den Dank für die Würdigung eines Buches, das schon geschrieben worden ist, zu formulieren, kann ein abgründiges Unterfangen sein.

Das Wort Preis ist ein mehrdeutiges Wort. Die Dinge haben, so kommt es mir vor, ihren Preis. Das Leben stellt oft ein Gleichgewicht her – oder anders, es stellt einen Zustand her, den ich als Gleichgewicht bezeichne, um zusammenhangslosen Ereignissen und Abläufen eine Struktur und Kausalität zuzusprechen. Ich bin ein bedürftiger, um Einordnung bemühter Mensch. Glück hat seinen Preis. Beziehungen haben einen Preis. Alleinsein hat einen Preis. Schreiben auch. Das Schreiben eines Buches hat einen Preis – kurzgefasst schreibe ich etwas auf, stelle es aus und verliere es damit: Ich gebe es her.

Auch eine Dankesrede hat einen Preis. Sie ist der zu erbringende Beweis für etwas, das ich schreibend gar nicht beabsichtigt habe; sie ist eine Bedingung. Und das ist etwas anderes als das Schreiben eines Buches: Jetzt muss ich etwas herzeigen. Etwas erzählen.

Natürlich muss ich das nicht wirklich. Aber ich empfinde es so, ich empfinde die Erwartungshaltung. Also muss ich es eben doch.

In den Tagen um das vergangene Weihnachtsfest, das zweite während der Pandemie, machten wir uns im Freundeskreis Sorgen um unseren Freund P., der am 23. Dezember nicht ans Telefon gegangen war und am 24. auch nicht, am 25. nicht auf unser Klopfen an der Tür reagiert hatte, am Abend des 26. ungewöhnlicherweise nicht zu Hause war - kein Licht hinter seinen Fenstern. Am Mittag des 27. fassten wir uns ein Herz und betraten mit einem Ersatzschlüssel seine Wohnung, er lebte allein und er hatte sich in den zwei Jahren unter Covid sehr zurückgezogen. Wir fanden ihn in seinem Bett, friedlich, im Wortsinn entschlafen, er hatte sich im Alter von 55 Jahren aus dem Leben fallen lassen.

Wir blieben eine ganze Weile in der Wohnung. Wir waren zu dritt, zwei kamen hinzu, wir saßen in P.'s Wohnzimmer, wir hatten in seinem Schlafzimmer das Fenster geöffnet, eine Kerze an seinem Bett angezündet, ab und an ging einer zu ihm, kam dann zurück. Als es dunkel wurde, riefen wir die Feuerwehr an, kurz darauf erschien die Polizei. Es stellte sich heraus, dass wir zu lange mit P. allein gewesen waren. Die einsatzleitende, ziemlich junge Polizistin bezeichnete die Wohnung als möglichen Tatort und unsere Anwesenheit als Katastrophe. Wir waren – unklare Todesursache – Verdächtige; wir hatten Spuren verwischt und die Absicht unserer Anwesenheit war zweifelhaft; sie forderte Verstärkung an. Wir gaben die Personalausweise ab, die Kripo traf ein. Die Tatsache, dass wir fünf Stunden hatten verstreichen lassen, bis wir die Feuerwehr verständigt hatten, war unbegreiflich. Eigentlich abartig. Was hatten wir in diesen fünf Stunden gemacht?

Wir sahen uns an. Was hatten wir gemacht? Wir hatten die Zeit aus den Augen verloren, sie war uns abhandengekommen. Wir hatten die Heizung angeschaltet. Kaffee gekocht. Gesprochen. Zigaretten gedreht. Geraucht. Nach P. gesehen. Jede unserer Äußerungen wurde wiederholt und in Frage gestellt. Heizung angeschaltet? Kaffee gekocht? Hatten wir ihn berührt? Ja, wir hatten ihn berührt. Wo berührt. An der Schulter. An der Schläfe. Wir sollten dann nicht mehr miteinander sprechen. Gehören Sie, fragte der Polizist, der mit der Hand am Holster und schusssicherer Weste in der Mitte des Zimmers stand und den Blick nachlässig über P.s Dinge schweifen ließ, irgendeiner religiösen Glaubensgemeinschaft an? Ist das, was Sie hier machen, rituell?

Es war mein alter Freund MC, der ob dieser Frage die Fassung verlor. Er war an diesem Mittag als letzter gekommen, er hatte sich, ohne zu zögern, auf den Stuhl gesetzt, auf dem P. immer gesessen hatte, ein Stuhl, den wir anderen vermieden hatten, er hatte, ohne zu zögern,

das Buch in die Hand genommen, das P. gelesen hatte, bevor er zu Bett und aus dem Leben gegangen war, „Brooklyn“ von Colm Tóibín, und er hatte gerade, sichtlich auf der Suche nach einer Botschaft, die Seiten gelesen, zwischen denen das Zeichenband gelegen hatte. Er beugte sich mit diesem Buch vor, eigentlich hielt er es dem Polizisten hin, schluchzte auf und sagte, wir sind Leser.

Wir sind Leser.

Der Polizist wandte sich ab. Er winkte ab. MC schlug die Hände vors Gesicht und weinte. Später durften wir gehen. Die Wohnung wurde versiegelt. Die Obduktion ergab ein Aorta-Aneurysma. P. hat, in allem Unglück und viel zu früh, einen glücklichen Tod gehabt.

1999 habe ich in diesem Rathaus den Förderpreis für „Sommerhaus, später“ entgegennehmen dürfen. In den Briefen an P., die ich jetzt aus seiner Wohnung mitgenommen habe – trostlos, als wäre am Ende doch alles nur Selbstgespräch gewesen – finde ich in diesem Januar 2022 einen Brief aus dem Januar 1999, geschrieben auf dem Briefpapier eines Hotels und offenbar vollkommen erledigt von der Lesereise den Satz und ich weiß noch nicht einmal, ob ich überhaupt in der Lage sein werde, ein zweites Buch zu schreiben und den Satz P.! Ich will kein Leben, später führen. P. taucht in allen Büchern, die ich dann doch geschrieben habe, auf. Er ist der Fackelträger auf dem Eis in der Titelgeschichte des ersten Buches, er ist ein Gespenst aus dem zweiten, der Balkon, auf dem Alice am Ende von „Alice“ sitzt, ist sein Balkon gewesen, er ist Nick in der Geschichte „Papierflieger“ in „Lettipark“, die Geste, die Hände in die Hosentaschen zu stecken, um den anderen nicht zu umarmen, ist seine Geste gewesen. P. taucht in allen Büchern auf – und er war immer ihr erster Leser. Als ich mit dem Verlag um einen Titel für dieses sechste Buch gerungen habe – „Falle I“ war der Arbeitstitel gewesen, gegen den die Verlegerin ihr Veto eingelegt hatte – war es P., den ich um Rat gefragt habe, und seine Antwort war entschieden gewesen. Er hatte gesagt, es gibt für dieses Buch nur einen Titel; ich hatte, beinahe verzweifelt, gesagt, aber welchen denn; er hatte gesagt, na, „Daheim“, und er hatte recht gehabt. Ich kann mich nicht erinnern, ob er mir auf meinen verzagten Brief aus dem Hotel geantwortet, ob er mir zum Schreiben eines zweiten Buches Mut gemacht hat. So oder so hat er meinem Schreiben vertraut, er hat mir vertraut und ich habe ihm vertraut. Schwer zu sagen, warum nur sein Lesen das Geschriebene zu einem Buch werden, wirklich werden ließ; warum ich gerade ihm, wenn ich mit dem Text nach Maßgabe meiner Möglichkeiten zu einem Schluss gekommen war, das Manuskript gegeben habe. Ich könnte sagen, weil er mein Freund gewesen ist, aber eigentlich will ich es wie MC sagen – weil er ein Leser gewesen ist und vermutlich auch, weil er nicht zum Literaturbetrieb gehörte.

Er las, und sein Lesen kam meinem von allen Leseweisen am nächsten. Wir liebten dieselben Bücher, wir weinten an denselben Stellen, wir zitierten dieselben Sätze, wir konnten dieselben Gedichte auswendig aufsagen und wenn es spät wurde, sagten wir sie auf. Ich vertraute P.s Leben und seinem Lesen in jeder Hinsicht. Und jetzt gebe ich ihn her. Ich gebe seinen Austritt aus der Welt für diesen Vortrag hin, er kann nichts dagegen tun, er kann sich dagegen nicht zur Wehr setzen. Ich frage mich, ob das lauter ist. Ist das redlich. Ich verteidige mich vor mir selbst mit dem Verweis auf diese eigenartige, bedeutsame Koinzidenz zwischen dem Förderpreis für das erste, dem Bremer Literaturpreis für das sechste Buch und dem gleichzeitigen Verlust meines Freundes und ersten Lesers P., ohne den ich anders weiterschreiben muss. Und werde. Und wie ich aber weiterschreiben werde, davon weiß ich nicht das allergeringste.

Der Bremer Literaturpreis fühlt sich unter diesen Umständen an, wie ein endgültiger Preis. Ein letzter. Was für ein Buch kann auf eine Geschichte, die mit dem Öffnen einer Falle, mit einer rätselhaft verwaisten, defizitären, aber doch eindeutigen Befreiung endet, folgen? Wovon soll ich erzählen. Und auf welche Stimme soll ich mich verlassen, wenn ich mit einem noch weit entfernten Text nach Maßgabe usw. usf. an einen Schluss gelangt sein werde.

Wie würde P. auf diese Frage antworten. Und was für eine Rolle spielt es, dass er Tóibíns „Brooklyn“ nicht zu Ende gelesen hat.

Ich hätte ihn das zu Lebzeiten fragen sollen.

Schreiben, ich habe das eingangs zu formulieren versucht, bedeutet, etwas zu verlieren oder auch, etwas zu verraten. Ich habe das Buch „Daheim“ in einer zufälligerweise glücklichen Verfassung geschrieben, vielleicht macht es deshalb den Eindruck, ein gelungenes Buch zu sein. Ich hatte mich in einem speziellen Alleinsein eingerichtet, mich auf Alleinsein eingelassen. Die Weise, in der „Daheim“ gelesen worden ist, hat das verändert. Die Beziehungen, die Blaupause gewesen sind für die Konstellationen der Figuren im Buch, haben sich verändert. Ich habe sie aufgeschrieben, deshalb sind sie mir abhandengekommen. Ohne Menschen wie P. hätte ich andere Geschichten geschrieben, wenn überhaupt. Ich möchte mich bei ihm bedanken – was ich hier tun kann, weil er nicht mehr da ist. Zu seinen Lebzeiten hätte er sich diesen offiziellen Dank verboten und wir hätten auch beide gedacht, ein Dank brächte Unglück, würde die schwebende Bedingungslosigkeit aufheben. Ich möchte und sollte mich bei den Menschen bedanken, die sich in den Figuren des Buches wiedererkannt und zugelassen haben, dass ich etwas von ihnen erzählt habe. Ein Buch zu schreiben, kann Sündenfall sein. Die Dankesrede die unverhoffte Möglichkeit, ihn zu wiederholen und zu benennen. Der Gedanke des Marionettentheaters – in den Stand der Unschuld

zurückfallen zu dürfen. Und wäre das dann ein letztes Kapitel? Ich möchte mich bei der Jury des Bremer Literaturpreises für ihr Lesen, ihre Empathie mit der Glaubensgemeinschaft meiner Figuren sehr bedanken. Wir sind Leser: Diese Handbewegung, mit der der Polizist abwinkte, sich kopfschüttelnd abwandte, Sie sind Leser, ach so, na dann. Er entspannte sich sichtlich. Leser, denke ich, bleiben unter dem Radar. Unterhalb der Abläufe, unterhalb dessen, was Gang der Dinge heißt. In den fünf Stunden, die wir mit P. allein gewesen waren, war er noch gar nicht gestorben. Er lag in seinem Bett in dem Zimmer nebenan, er schlief, und wenn er ausgeschlafen hatte, würde er aufstehen und zu uns kommen. Wieder zu uns zurückkommen.

Wir hielten den Gang der Dinge für ihn und für uns auf, so wie wir manchmal innehalten, von den Seiten eines Buches aufsehen, träumen. Noch nicht weiterlesen. Dann weiterlesen.

Der Abschied von P. ist eine Zäsur für mein Leben. Der Bremer Literaturpreis ist eine Zäsur für mein Schreiben. Vermutlich braucht es diesen Verlust, diese Art der Endgültigkeit, um Anlauf zu nehmen und von vorne anzufangen.

– ES GILT DAS GESPROCHENE WORT –

RUDOLF-ALEXANDER-SCHRÖDER-STIFTUNG

Stiftung des Senats der Freien Hansestadt Bremen

c/o Stadtbibliothek Bremen · Am Wall 201 · 28195 Bremen

Fon (0421) 361 4046 · E-mail: sekretariat@stadtbibliothek.bremen.de